

00.00
10.10
20.20
30.30
40.40
50.50
60.60
70.70
80.80
90.90
100.00
110.10
120.20
130.30
140.40
150.50
160.60
170.70
180.80
190.90
200.00
210.10
220.20
230.30
240.40
250.50
260.60
270.70
280.80
290.90
300.00
310.10
320.20
330.30
340.40
350.50
360.60
370.70
380.80
390.90
400.00
410.10
420.20
430.30
440.40
450.50
460.60
470.70
480.80
490.90
500.00
510.10
520.20
530.30
540.40
550.50
560.60
570.70
580.80
590.90
600.00
610.10
620.20
630.30
640.40
650.50
660.60
670.70
680.80
690.90
700.00
710.10
720.20
730.30
740.40
750.50
760.60
770.70
780.80
790.90
800.00
810.10
820.20
830.30
840.40
850.50
860.60
870.70
880.80
890.90
900.00
910.10
920.20
930.30
940.40
950.50
960.60
970.70
980.80
990.90
1000.00

Bezugs-Preis

In der Hauptausgabe über den im Stadtbezirk und den Vororten erscheinenden Hauptausgabe abgeholt: vierteljährlich M. 4.50, — zweimonatlich M. 8.50, — monatlich M. 12.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Österreich vierteljährlich M. 6, für die übrigen Länder laut Postanpreisliste.

Redaktion und Expedition:

Johannisstraße 8.
Telefon 153 und 222.
Filialredaktionen:
Alfred Pöhl, Buchhandlg., Unterwiesbühlstr. 3,
K. Rische, Rathhausstr. 14, u. Königpl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:

Strehlfener Straße 6.
Telefon 1718.

Haupt-Filiale Berlin:

Königsplatz 116.
Telefon 3093.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,
des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

Die 6spaltige Zeitzeile 25 A.
Werktagen unter dem Redaktionsbalken (4spaltig) 75 A. vor den Familienanzeigen (6spaltig) 50 A.
Tabelleanzeigen und Briefkastenentwerfer höher. — Gebühren für Nachdrucken und Christenannahme 10 A. (incl. Porto).

Erste Beilagen (gratis) nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbestellung 4 00.—, mit Postbestellung 4 70.—.

Annahmefrist für Anzeigen:

Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Die Expedition ist nachmittags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Pöhl in Leipzig.

Nr. 504.

Freitag den 3. Oktober 1902.

96. Jahrgang.

Politische Tageschau.

Leipzig, 3. Oktober.

Die Zolltarif-Kommission des Reichstags hat gestern die zweite Lesung des Tarifgesetzes damit beendet, daß sie mit 14 gegen 13 Stimmen den in erster Lesung abgelehnten Verwendungsantrag des Zentrums annahm, obwohl der Reichstagspräsident v. Tscherning von dieser Annahme dringend abgeraten und mitgeteilt hatte, daß der für das nächste Frühjahr zu erwartende Fehlbetrag mindestens die Höhe von 150 Millionen Mark erreichen werde. Nicht nur auch die Annahme dieses Antrags die Beschlässe der Kommission — die, beiläufig bemerkt, am Montag ihren Bericht in ihrer 111. Sitzung feststellen wird — für die verbündeten Regierungen noch weniger annehmbar, als eine Reihe anderer Beschlässe, so scheint doch, wie wir schon gestern andeuteten, die Verweisung des Zentrums auf seinen Antrag zu bewirken, daß diese Forderung noch mit sich reden lassen will. Überhaupt macht sich in den letzten Tagen sehr in solchen Wägen, die vorher das Zentrum der Zollvorlage als unabweisbar annehmen, eine weniger pessimistische Auffassung bemerkbar. So schreibt heute der „Frank. Corr.“, der noch kürzlich eine Einigung zwischen Reichstag und Bundesrat für unmöglich hielt: „Wir haben auf Grund guter Informationen den sehr bestimmten Eindruck, erstens, daß in der jetzigen noch wünschenswerten Mehrheit, namentlich im Zentrum, starke Strömungen auf Annahme des Regierungsentwurfs im Plenum hindeuten, und zweitens, daß die Regierung, die davon genau unterrichtet ist, allerdings mit wachsender Zuversicht auf die Annahme ihrer Vorlage rechnet. Das mag unter den obwaltenden Umständen paradox klingen, in der Politik aber muß man gegen Ueberzählungen gewappnet sein. Wären beide Kontrahenten — Reichstag und Regierung — überzeugt, daß die Vorlage rettungslos in den Brunnen fällt, wie es nach den Kommissionsberatungen ja allerdings aussieht, so müßten sie darauf bedacht sein, dem grauenhaften Schicksal möglichst bald ein Ende zu bereiten. Dies würde geschehen, wenn man im Plenum bei der zweiten Lesung sofort das Tarifgesetz mit dem Artikel 1 über die Wismutabgabe für Getreide zur Beratung stellte. Aber die Kommission will die Entscheidung auf beiden Seiten nicht. Nach den jetzigen Dispositionen wird man, wie in der zweiten Lesung der Kommission, auch im Plenum erst den Tarif selbst und zum Schluß das Tarifgesetz beraten, um Zeit für die endgültige Entscheidung zu gewinnen.“

Die „Times“ klingen ein wenig über den Ton in Bezug auf den beabsichtigten oder angeblich beabsichtigten Empfang der **Baroness von De Witz**, Delaroy und Verda beim Kaiser. Dies aber schafft die Lasten nicht aus der Welt, daß die bei der englischen Gesellschaft nach wie vor in erster Reihe akkreditierte Zeitung einen dreifachen Einschüchterungsversuch gegen die Person des deutschen Kaisers unternommen hat. Immerhin wagt die „Times“ die „Standard“ aber in einem nach diplomatischen Verhältnissen schwer fassbaren Satze. Der „Standard“ aber ist das Sprachrohr der englischen Regierung. Dieser Umstand gibt nach der subjektiven Seite hin der Äußerung des „Standard“ eine im Vergleich zu den Äußerungen der „Times“

erhöhte Bedeutung. Und daß das halbamtliche Blatt die Konzeption der anderen Pariser Zeitung objektiv gesteuert hat, indem es schrieb, die Baronesse „würden“, wenn sie überhaupt vom Kaiser empfangen würden, vom britischen Botschafter am Berliner Hofe empfangen werden, das liegt auch für den auf der Hand, der gleich nicht die Form der Verweigerung als im allgemeinen dem Brauch entsprechend anerkannt hat. Der Brauch besteht aber eben nur im allgemeinen und zwar bei allen Höfen — den russischen nicht ausgenommen — und er ist insbesondere in Berlin seit mehr als einem Jahrzehnt häufig unbeachtet geblieben. Das weiß man in London sehr genau und jedenfalls hat gerade die englische Regierung kein Recht, durch ihr Organ die Beobachtung eines derartigen Verstoßes mit der Begründung zu fordern, daß ein anderer Vertreter der Großbritannien verlegt sei. Herr Cecil Rhodes ist feinerzeit, wie damals alle englischen Blätter meldeten und wie uns von zuverlässiger Seite neuerdings bestätigt wird, vom Kaiser ohne Beifall des britischen Botschafters empfangen worden und überdies in besonders „formloser Form“, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Der englische Kaiser kam zum bestidenden Reichsoberhaupt in solchem Ausmaß, ohne zurückzuzucken zu werden. Als das sich ereignete hatte, protestierte kein englischer Botschafter ein Regierungsorgan. Ob die Baronesse wirklich empfangen werden, steht noch dahin und ist innerlich und äußerlich sehr gleichgültig. Aber es ist notwendig, der englischen Regierung gegenüber das Recht des deutschen Kaisers zu betonen, Fremde zu empfangen, wie er will, ein Recht, das, wie gesagt, die englische Presse bei dem ihr seitlich angebotenen Besuche des Cecil Rhodes schamlos anerkennen muß.

Der **Leb. Jolow** hat den Pariser Gemeinderatspräsidenten Escudier in eine unangenehme Verlegenheit gebracht. Er erklärt nämlich von allen Seiten Verleumdungen von Vorständen und Gemeindevorständen auszufragen, die zu dem Abschreiben des bestimmten Schriftstückes mit Hinweis auf die Rolle, die dieses freiwillig bei der Vertreibung des Reiches und der Einführung der Wahrheit übernommen hatte. Nun ist Herr Escudier aber ein in der Welt gefürchteter Nationalist und man begreift danach, in welcher peinlichen Lage er sich befindet. Einerseits kann er aus Höflichkeit diese Zuschriften nicht unberücksichtigt lassen, und andererseits verbindet ihm seine nationalpolitischen und kirchlichen Verbindungen, auf die Komplimente, die in diesen Rundfragen an Frankreich und Paris als „Worte der großen Kämpfer für Wahrheit und Recht“ gerichtet werden, einzugehen. Wer hilft dem Armen aus diesem Dilemma? Inzwischen wird der „Frankf. Zeitung“ noch gemeldet:

* Paris, 2. Oktober. Der Gemeinderat von Toulon hat gegen den Bescheid der Kaiser keine Einspruch erhoben, unter Annahme einer Tagesordnung, welche besagt: „Ganz Frankreich muß das große Schicksal der Kaiser, gegen welche sich die aufgetriebene Menge in unheimlichem Delirium wälzt.“ — Der Beschluß der Regierung, an dem Republikanisch offiziell Anteil zu nehmen, findet in der Presse keine nennenswerte Opposition. In rassisten und sozialistischen Blätter hinein geschickt, daß die Regierung etwas weiter gegangen wäre und ein Verbot über die Sozialisten verhängt hätte. Sie fordern jetzt ihre Kandidaten auf, in diesem beim Verbot zu erscheinen, um den schmerzlichen Rufstand durch eine impulsive

Vollstreckung zu erzielen. Das Komitee der sozialistischen Partei nimmt Jola einen Anstoß und organisiert die Teilnahme aller sozialistischen Gruppen an dem Zeitungs. Es ist bezeichnend für die im Grunde recht leidenschaftliche Zustimmung, daß die regierungsfreundliche Presse von der offiziellen Teilnahme des Unterrichtsministeriums ohne jeden Widerstand abgesehen. Der „Gaulois“ findet die offizielle Genehmigung Jola nicht, denn die jetzige Regierung verleihe Jola ihre Macht. Jola ist der Vater der gegenwärtigen Politik des Reichstages und der sozialistischen Revolution. Der „Gaulois“ findet schließlich keine Freunde auf, sich höchstens als neugierige Zuschauer beim Begrüßung einzufinden.

Die „Libre Parole“ versucht einen letzten Appell an den Chauvinismus. Sie findet, daß die Ehrungen Jola auf eine Verherrlichung des Vaterlanderrates hinauslaufen und gibt das Urteil einer realistischen Ausgabe von Jola Roman „Der Zusammenbruch“ wieder, an dem ein preußischer Soldat, der seine französische Niederlage, abteilt. „Das herrliche Wort fragt, ob Paris nicht Schmach verdienen sollte? Auch dieser Versuch zur Aufregung wird am Donnerstag in der Sitzung der Reichstages, die den Bescheid des Reichstages am Sonntag kommt der Entlassung der ganzen sozialistischen Arbeiterschaft zugute und vor dieser Kammer wird sich jede Lust zu radikaler Opposition spürlos verflüchtigen.“

Es ist anzufassen, daß gleichzeitig mit der Erneuerung des bisherigen **Gouverneurs von Wina**, General von Wals, zum Gehilfen des russischen Ministers des Innern das bisherige Generalgouvernement wieder aufgehoben ist. Fürst Szujskoff, Wals ist bekanntlich nicht Gouverneur, sondern Generalgouverneur des die drei Provinzen Wina, Ortno und Konowo umfassenden Bezirks geworden. Im Herbst des vorigen Jahres hatte man das Generalgouvernement, dessen letzter Inhaber der verstorbenen Generaladjutant Tschichow gewesen war, aufgehoben und damit den Bezirk der Polen und der Ukraine herangezogen. Man weiß es in Petersburg für überflüssig, im erwiderten Gebiete, in welchem auch der letzte Distrik Ost Karajewitz geblieben hatte, eine Bezirksbehörde als Chef einzusetzen, die mit ausgedehntem Befehl über die Polen und die Ukraine gebietet. Es war ein Ansehen der bekannten russisch-polnischen Verhältnisse. Die gegenwärtige Verhältnisse des Generalgouvernements ist allerdings nicht auf die Polenpolitik, sondern darauf zurückzuführen, daß Wina ein Mittelpunkt der sozialrevolutionären Bewegung ist. Aber es ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß der neue Generalgouverneur auch gegen die Polen eine größere Strenge beibehalten wird, wogegen sie mit der Instanzordnung nicht zu schaffen haben. Das bringt schon seine ausgedehnte Machtvollkommenheit mit sich. Die Verhältnisse hat sich offenbar nicht demüht.

Deutsches Reich.

Berlin, 2. Oktober. (Ausdehnung der Invaliden- und Altersversicherung auf das Handwerk.) Auf dem letzten Handwerks- und Gewerbetage in dem Reichstag der Reichstag beschlossen, daß in allen für sämtliche Handwerker die Invaliden- und Altersversicherung durch Gesetz obligatorisch eingeführt werde. Damit soll ein Weg betreten

werden, der von dem bereits im Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 eingeschlagenen Wege abweicht. In diesem Gesetz ist nämlich in dem Bundesrat die Vollmacht erteilt, die Versicherungspflicht auch auf Gewerbetreibende und sonstige Betriebsunternehmer auszuweiten, welche nicht regelmäßig wenigstens einen Lohnarbeiter beschäftigen. Damit war beabsichtigt, auch den Klein- und Handwerkern die Vergütungen einer obligatorischen Invaliden- und Altersversicherung zuteil werden zu lassen, selbstverständlich aber nur dann, wenn der Bundesrat zu der Überzeugung gekommen sein sollte, daß eine solche Ausdehnung der Versicherungspflicht durch die Forderung gefordert wäre. Man wüßte aber nach dem obigen Beschlusse die Organe der Handwerker nicht bloß eine Unterstellung der kleineren, sondern sämtlicher Handwerker unter die Invaliden- und Altersversicherungspflicht. Insofern wird also der Reichstag von den bisherigen Absichten der gesetzlichen Autoren des Reiches ab. Ob die Handwerker Aussicht auf baldige Erreichung ihres Zieles haben, ist mindestens zweifelhaft. Ganz abgesehen davon, daß es kaum angebracht sein dürfte, die Invalidenversicherungspflicht schon jetzt wieder auszuweiten, es auch gar nicht sicher ist, ob die Handwerker mit den Beiträgen des bisherigen Gesetzes zufrieden wären, muß doch daran erinnert werden, daß schon einmal eine auf dem Reichstagesbeschlusse beruhende Vorlage dem Reichstag vorgelegt worden ist, die den Handwerkern hervorgehobene Bewegung einen negativen Verlauf genommen hat. Wir meinen die Verhältnisse auf Ausdehnung der Invalidenversicherungspflicht auf das Handwerk. Die Reichsverwaltung hatte sich Mitte der neunziger Jahre durch eine in Handwerkerkreisen empfindende Bewegung veranlaßt gesehen, einen Vorschlag auszuarbeiten und zu veröffentlichen, der die Unterstellung der in Handwerksbetrieben beschäftigten Angehörigen unter den Invalidenversicherungsgesetz bezweckte. Sobald in den Handwerkerkreisen bekannt geworden war, welche Summen für die Versicherung jährlich aufzuwenden waren, schlug die Stimmung um. Der Vorschlag ist denn auch nicht weiter beachtet, die gesetzlichen Faktoren des Reiches haben sich damit begnügt, einzelne, besonders gefährliche Handwerkszweige in den Rahmen des allgemeinen Gewerbeinvalidenversicherungsgesetzes einzufügen. Nun ist zu sagen, daß es sich in dem neuerdings verlangten Invaliden- und Altersversicherungsgesetz um ein Vorhaben handelt, das den Handwerker selbst zugute kommen soll, ob jedoch nicht, wenn er die Kosten der Versicherung bekannt gegeben sein werden, die Stimmung eine ähnliche Wendung erfahren wird, wie Mitte der neunziger Jahre auf dem Gebiete der Unfallversicherung, wird abgemattet werden müssen. Jedenfalls werden erst ganz bestimmte Anzeichen für die Handwerkerinvalidenversicherung aufgeschlüsselt werden müssen, ehe zu der Frage selbst Stellung genommen werden kann. Gegenwärtig scheint man sich über das Maß dessen, was erreicht werden soll, in den Handwerkerkreisen selbst noch nicht recht einig zu sein.

Berlin, 2. Oktober. (Durchsicht der juristischen Prüfungen in Preußen.) Die Prüfungsstellen der Anwaltskammer in Oberlandesgerichtsbezirk Breslau prüft seit dem Durchsicht der bei der Justizprüfung an den Vorstudien der Anwaltskammer in Raumburg a. S. gerichtete hat: „Im Jahre 1892 hat mein Herr Amtsdirektor Veranlassung gehabt, dem beabsichtigten Nachdruck entgegenzusetzen, daß mehrere

Feuilleton.

Compania Cazador.

Roman von Waldemar Urban.

Es wurde wieder still in dem Stübchen, nur die schweren, leise röhrenden Klänge des Klaviers blieben hörbar. Vorsichtig und schonend legte sie ihre Mutter zurück in die Kissen, fühlte sie zärtlich auf die Stirn und strich ihr die langen, schwarzen Haare aus dem Gesicht. Bei dem Gedanken, ihre Mutter zu verlieren, preschte sich das junge Herz fast fröhlich ängstlich zusammen. Was sollte aus ihr werden, ohne ihre Mutter?

Zeit ihrer Kindheit war Colava die traute Freundin, die beste Vertraute und Vertraute ihrer Tochter. Geleitet — im gewissen Sinne — hatte sie auf diese Weise freilich wenig. In dem ewig unruhigen Wanderleben, das sie führten, so lange sie denken konnte, war keine Zeit gewesen, trodenes Zeug aus Büchern und Dingen zusammenzustellen. Gleichwohl konnte sie Welt und Leben aus eigener Anschauung weit besser und war ihr Urteil schärfer, selbständiger und natürlicher, als das mancher vornehm ergebener und gebildeten Fräulein. Ihre Gemütsbildung verdankte sie gemeinlich solchen romantisch-phantastischen Abenteuer- und Wandergeschichten, wie ihre Mutter ihr soeben eine erzählt. Colava war von solchen, hier und da gehörten, umgebenen und für ihre besonderen Zwecke durchgereinigten Erzählungen, die doch eines tieferen und gesunden Sinnes nicht entbehren, ganz voll und konnte, wenn sie die langen Wanderwege unterwegs in ihrem Wagen lagen, tags- und nachts erzählen, ohne sich je zu wiederholen. Das war für sie das Besondere, das Besondere ihres sonst so unruhigen, großen Wanderlebens mit der Außenwelt reichen Wanderlebens, so bildete sich in ihr die leidenschaftliche Liebe zu ihrer Mutter und die tiefe, ängstliche Zurückhaltung vor der Welt, der solche Frau vor fremden Menschen. Mittraulich und herzlich gegen alle Welt, war ihre Heimat eigentlich nur im Herzen der Mutter. Die Romantiker war die Wiege ihres Gefühls, die weite Welt die Wiege ihres Verstandes.

„Wenn du wieder nach Sevilla kommst — ach! in das glückliche, sonnige Spanien“, laut Colava leise fort, als ob sie ihrer Erzählung noch einen besonderen Nachdruck

geben müsse, „so gehe nach der Kathedrale. Da wirst du heute noch auf den kleineren Armen des heiligen Jandro das Schwert Don Juan's mit der silbernen Wappenstein.“ Ein Männerstimme wurde von draußen hörbar, und gleich darauf trat der Direktor Casador ein. Er hatte jetzt seinen Heberlecher vollständig angezogen und grüßte, auf dem Kopf einen dunklen Schläpphut, so daß von seiner Direktorenbrille nur noch ein Stück der gelben Brille sichtbar war. Sein Blick fiel zunächst auf Fräulein Dabicht, die gleich neben der Tür auf einem Stuhl saß, sah aber erhob, als er eintrat.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich höre“, begann Fräulein Dabicht, „ich wollte nur zuhören, ob Ihnen nichts fehlt, mußte aber nicht, wie ich mich verständlich machen sollte.“

Direktor Casador sah sie etwas scharf prüfend an. „Sie sind Fräulein Dabicht?“ fragte er.

„Ja.“

„Meine Tochter Habel spricht deutsch ebenso gut wie französisch und spanisch“, fuhr der Direktor nicht ohne einen Anflug von Stolz fort. „Aber ich hoffe, wir brauchen jetzt nichts und bitten unterdessen um Verzeihung für die Störung, die wir in Ihrem Hause verursacht haben — ohne es zu wollen. Ich verabschiede Sie!“

„Ich bin davon überzeugt. Wenn Sie also irgend etwas nötig haben, so bitte, verlangen Sie es nur. Ich werde noch besonders mit der Haushälterin davon sprechen“, sagte Fräulein Dabicht, im Begriff, sich zurückzuziehen.

„Sehr lebenswürdig“, bemerkte der Direktor und führte sie blickend nach der Tür.

„Sie hatte sofort bemerkt, wie die Augen der jungen, vornehmen Dame an ihrem Tricot und an ihrer ganzen feingewählten Toilette haften. Das war ihr natürlich nichts Neues, aber zu ihrer eigenen Verwunderung empfand sie gerade in diesem Augenblick mehr als je das Bedürfnis, sich umzugeben und vor der jungen Dame in einer, wenn auch nicht so vornehmen, doch gleichgültig weniger ansehnlichen Kleidung zu erscheinen. Mit dem ihr eigenen durchdringenden Scharfblick hatte sie den Gehalt des Fräulein Dabicht viele erraten. Wie? dachte sie, ein junges Mädchen, das viele Vertrauen spricht und so stolz um sich blickt, kann es über sich gewinnen, sich zum Spah der Wachen zu entwerfen und handwerklich zu werden? Sie konnte diese Waise wohl, und sie hatte nichts dagegen, als ihrem abnehmenden Stolz, was wußten alle diese Leute vom eisernen Druck der Not, vom

Wesen überhaupt? Wenn sie sich um all solche Waise — und manche andere noch — hätte kümmern wollen, so konnte sie mitamt ihren Eltern in acht Tagen weggehen. Das war ihr Verkommen, ihre Tradition, ihr Geschick und ihr Schicksal. Schön oder nicht — es war nicht anders.“

Kaum hatte Fräulein Dabicht die Türe verlassen, als sie in ihrem Vater sagte:

„Ich will mich umziehen. Wenn du so lange hier bei der Mutter bleibst?“

„Ja, geh nur, mein Kind“, erwiderte dieser, „es ist ja heute doch ein feiner Abend und ich bin zufrieden.“

Sie warf einen Blick auf den Hals und Schultern und trat hinaus in den Garten. Es war im Punkte der Abend. Als sie in der Nähe des Abganges nach der Straße um eine Ecke blickte, sah sie ein junges Mädchen, das den Hut im Gesicht hatte und ein Stückchen pfliff. Als er sie sah, blieb er verdaulich stehen und sagte ganz laut, so daß sie es auch hören mußte:

„Was, zum Teufel, ist denn das?“

Dabei sah er ihr freudig und übermäßig ins Gesicht, so daß dem jungen Mädchen die Schamröte in die Wangen klappte. Sie hatte die Idee, daß der junge Herr wohl etwas angetrunken sein mußte. Horn und Ubel erfüllten sie. Keine Strohdachter würde man in ihrer Heimat so erniedrigend behandelt und angegriffen haben.

Sie wollte rasch vorüber.

„Verlassen Sie mal, Sie, mein schönes Kind“, fuhr der junge, lustige Herr fort und suchte sie an dem kurzen Rockchen festzuhalten, „das geht so rasch nicht. Was haben Sie denn hier zu thun?“

Die ganze Art und Weise war so ordinär, so unverschämte und andringlich, daß sie empört war. Wenn sie ihr spanisches Mädchen bei der Hand gehabt hätte, so wäre es sicher gewesen, daß er eine uneheliche Bekanntschaft damit gemacht hätte. Sie hatte aber nichts in der Hand, und so mußte sie sich daran belächeln, ihn ziemlich derb auf den Arm, den er nach ihr ausgereckt, zu schlagen. Dann lief sie, ohne sich umzusehen, rasch davon, zum Garten hinaus.

„Donnerwetter!“ dachte sie erkannte hinter sich fauchen. Ihr Gesicht glühte vor Scham oder Zorn. Sie wußte es selbst nicht. In stolischer Aufregung kam sie an dem Wohnwagen an. Auf der Treppe sah der Mazzo und fauchte an den Nägeln.

„Wo ist Monsieur August, Mazzo?“ rief sie ihm im Vorübergehen zu.

„In der Stadt, Schornia, Platz ausmachen für die Welt.“

„Lass niemand herein, wenn jemand kommen sollte, doch du, Mazzo?“

Der Mazzo sah sie an wie etwa eine Rothhaut die Sonne, wenn er brennt. Dann grünte er in einer unbeherrschlich wütenden und hilflosen Art und sagte leise:

„Nur Ruhe, nur Ruhe!“

Im Wagen schaute sich Mazzo sicher. Sie wußte, daß der Mazzo jeden eher ansprechen würde, als ihn in den Wagen zu lassen. Gleichwohl war sie noch furchtbar erregt und ihr Herz klopfte laut und härmlich.

„So?“ murmelte sie für sich, „das war also hier zu Lande eine Schande, für sich und die Eltern um Preis zu arbeiten? Weil sie arm war und in ihrer Welt den Lebenskampf durchführte, alange jeder Lump ihr frech und unverschämte gegenüber treten zu dürfen?“

Wenn sie sentimental gewesen wäre, so hätte sie vielleicht geweint und geklagt. Aber das war sie nicht, ebensowenig war es ihre Mutter je gewesen.

Sie ballte wütend die kleine, furchigenhafte Faust und drohte damit eueratisch in den Worten hinein.

Drittes Kapitel.

Der junge Herr Dabicht, Rechtsanwalt Berlin, Dabicht II, wie er zur Unterzeichnung von seinem Vater allgemein genannt wurde, kam eben aus der Stadt zurück. Er war beim Regierungsrat von Theßen zur Tafel eingeladen gewesen, und sie hatte trotz ihrer Aufregung sehr richtig gesehen, als sie ihn für etwas angetrunken hielt. Er hatte in der Tat einen kleinen Dampfen.

„Friedrich“, rief er dem Diener zu, als er in das Haus eintrat, „was ist denn das für ein Geschick, das dich da im Garten und vor dem Hause herumtreibt?“

„Es sind herumschweifende Leute, Herr Rechtsanwalt, Jahrmärtsdiener“, antwortete der Diener. „Die Frau wurde vor dem Hause von einem Mannsturz befallen, und Ihr Herr Papa gewährte ihr eine Unterkunft bis zur Herbeiführung des Krankenwagens dort drüben in der Kathedrale.“

„Oh! Wenn die Frau krank ist, soll man sie nur ruhig liegen lassen, wo sie liegt, verstanden, Friedrich?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

„Das Krankenhaus ist weit, und arme Leute dürfen nicht so schuldlos sterben. Sie sollen dabei sein, so lange es ihnen geht. Hören Sie, Friedrich?“

Der Diener bejahte nochmals und sah dem jungen